

Zeitschrift: Genava : revue d'histoire de l'art et d'archéologie
Herausgeber: Musée d'art et d'histoire de Genève
Band: 8 (1960)
Heft: 1-4

Artikel: Museumsfragen der Gegenwart in der Schweiz
Autor: Gysin, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-727538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MUSEUMSFRAGEN DER GEGENWART IN DER SCHWEIZ

von F. GYSIN (Zürich)

IN diesen Jahren feiern unsere großen Museen, eines nach dem andern, ihr fünfzigjähriges Bestehen, und die Gedenkfeier des berühmten Genfer Museums bildet heute einen passenden Anlaß, um in Kürze die Probleme unserer Museen und die von ihnen zu lösenden Aufgaben wiederum zu überlegen. Es ist nicht beabsichtigt, hier einseitig und persönlich endgültige Antworten zu erteilen, sondern vielmehr auf die Vielfalt der Aufgaben hinzuweisen und auch die bei ihrer Lösung zu erwartenden Schwierigkeiten anzudeuten.

Vergleichen wir, um einen Ausgangspunkt zu erhalten, die kleine Schweiz mit dem kleinen Holland: Wir finden in den Niederlanden ein Museumswesen von höchstem Ansehen und von weltweiter Bedeutung, das den Museumsfachmann vor allem deshalb beeindruckt, weil hier nach einem wohlüberlegten System jedem Museum des Landes eine Aufgabe so zugewiesen worden ist, daß ihre Gesamtheit wirklich ein umfassendes Abbild des Landes und seines Interessenkreises in der ganzen Welt darbietet.

Der Gegensatz, den zu diesem schön abgerundeten Bild unser Land gewährt, könnte nicht größer sein. Wir finden bei uns überaus zahlreiche, vielleicht zu zahlreiche Museen, und wir finden neben den großen, mit Recht berühmten Institutionen viele kleine, vielleicht oft zu kleine Museen, deren Sinn und Notwendigkeit nicht immer über jeden Zweifel erhaben ist. Vor allem fehlt vollständig eine Systematik, die das ganze Land umfassen würde, und man gewinnt den Eindruck, daß sozusagen ein jeder tut, was ihm das beste scheint.

Die Erklärung für diese Unterschiede ist nicht schwer zu finden: In Holland haben wir es mit einer zentralisierten, hierarchisch klar gegliederten Ordnung zu tun, während in der Schweiz jeder Landesteil, jeder Kanton die für seine Gegebenheiten passende Lösung sucht. Kein Wunder, daß es bei uns überaus schwer ist, sich eine Übersicht über das Museumswesen zu verschaffen, daß bis heute noch keine überzeugende Publikation über die Gesamtheit unserer Museen besteht und daß

es schwierig ist, sich im Einzelfall darüber zu orientieren, ob ein Museum, von dem man gehört hat, noch besteht.

Nun aber ist diese Vielgliedrigkeit und dieses Vorherrschen der individuellen Haltung ja eben das, was wir Schweizer an unserem Land am höchsten schätzen, und es könnte keinem Schweizer einfallen, unsere Vielgestaltigkeit auf ein einheitliches System bringen zu wollen. Wir haben die Nachteile unserer Vorzüge.

Es ist nun nicht mehr schwer zu erklären, weshalb wir angesichts dieser wirklichen „Zersplitterung“ eine derart große Zahl von verschiedenen Lösungen bei uns antreffen und daß daher Museumstypen, die anderswo reinlich geschieden sind, sich bei uns überschneiden. Wer aber versucht wäre, derartige Überschneidungen als einen Nachteil schlechthin zu bezeichnen, könnte sich nirgends besser von der Unrichtigkeit seiner Anschauung überzeugen lassen als in einem Museum wie dem Musée d'art et d'histoire in Genf, in welchem wohl die Grenzen zwischen Kunst und Geschichte nicht immer mit voller Klarheit gezogen sind, das aber in seiner Großartigkeit und Einmaligkeit ganz einfach überzeugend ist.

Es ist dennoch notwendig, daß wir uns darüber klar werden, wo bei uns (aber vielleicht nicht nur bei uns) die Schwächen einer nicht in allen Teilen klaren Definition liegen.

Reden wir zunächst von den Geschichtsmuseen. Es war kein Zufall, daß bei der Internationalen Museumstagung im Jahre 1956 in der Schweiz immer wieder von den ausländischen Fachkollegen der Typus des „Musée d'histoire“ diskutiert wurde, weil er bei uns der am zahlreichsten vertretene Museumstypus ist, ohne daß er deshalb gerade bei uns mit besonderer Klarheit erkennbar würde. Geschichte ist nicht identisch mit Kulturgeschichte, und wer eine Reihe von kulturgeschichtlich überzeugenden Darstellungen aneinanderfügt, hat noch nicht die Eigenart der Geschichte eines bestimmten Landes aufgezeigt. Erkennen wir überall die Grenze zwischen Geschichte und Kunstgewerbe, d. h. sind wir nicht immer wieder versucht, kunstgewerblich bedeutsame Gegenstände als solche und nicht unter dem Gesichtspunkt ihres historischen Quellenwertes ins Bild des Museums einzufügen? Wo sind die Grenzen zwischen Darstellung der Geschichte und Darstellung der volkswissenschaftlichen Eigenart? Wem die Antwort für die neuere Zeit vielleicht nicht allzuschwer fiel, sei dann auf die angrenzende Frage verwiesen: „Wie steht es um die Darstellung des geschichtlichen Ablaufs in urgeschichtlichen Zeiten?“ und endlich: „Wie läßt sich der Anspruch auf die Darstellung der Geschichte vereinbaren mit dem Respekt vor der künstlerischen Leistung jeder Epoche?“ Wir dürfen ganz ruhig und in Bescheidenheit sagen, daß uns die überzeugende Lösung für das Geschichtsmuseum noch nicht gelungen ist.

Haben die Kunstmuseen ihrerseits, obwohl ihre Aufgabe einheitlicher ist, eine überzeugende Lösung gefunden? Wenn ja, wie kann man es erklären, daß neben der deutlich im Vordergrund stehenden Malerei und Zeichnung die Plastik

fast überall im zweiten Rang steht und daß das, was wir mit einem unzureichenden Ausdruck „Kunstgewerbe“ nennen, nicht ebenfalls zur Deutung und Erkenntnis der künstlerischen Absichten einer jeden Epoche verwendet wird? Hat jedes unserer größeren Kunstmuseen eine klare Antwort auf die Frage gefunden, ob es sich auf die Kunst des eigenen Landes oder der eigenen Region beschränken kann, und haben große Kunstmuseen wie z. B. diejenigen von Basel, Zürich und gerade von Genf eine klare Doktrin entwickelt, was ihre Verpflichtung gegenüber den schöpferischen Kräften des Auslandes ist? Eine Vergleichung mit Holland wäre auch hier nicht ohne Nutzen.

Die Grenzen, die Völkerkunde und Volkskunde trennen, sind vielleicht in der Neuzeit besser erkannt worden als noch vor wenigen Jahrzehnten, aber auch hier besteht die Lösung vielleicht noch zu sehr in einem Nebeneinander als in einer Klärung des Einzelfalles durch Einordnung in den großen Gesamtrahmen.

Die naturwissenschaftlichen Museen spielen eine große und mit Recht angesehene Rolle. Erst neuerdings beginnt daneben das technische Museum, das bis vor kurzem vernachlässigt wurde, an Bedeutung zu gewinnen; aber haben wir bereits eine Darstellung, die nun die Rolle der Naturwissenschaften zur Kenntnis und Erkenntnis unserer Welt mit genügender Klarheit kennzeichnen würde? Haben wir ein Museum der Wissenschaften?

Es ist erfreulich, gerade in diesem Umkreis von einigen neueren schöpferischen Lösungen berichten zu können, wie etwa von jenem Verkehrshaus der Schweiz, in welchem man mit Geschick und von hohen Gesichtspunkten aus darauf verzichtet hat, eine reine Retrospektive der Technik aufzubauen, indem das Institut bewußt den Anschluß an die Rolle des technischen Fortschritts in unserer Lebensentwicklung sucht, ja zu dessen Verwirklichung aktiv beitragen kann. Es ist nur gerecht, wenn hier auch glückliche Verwirklichungen auf dem Gebiet der Lokalmuseen genannt werden, nämlich die Beschränkung auf eine einzelne, klar durchdachte Aufgabe, etwa die Darstellung bäuerlicher Kultur, der Jagd oder einer kirchlichen Lebensform wie die eines bestimmten Ordens. Diese Reihe von fruchtbaren neueren Lösungen wiegt den Verlust von älteren, offenbar nicht mehr haltbaren Museumstypen auf. Nur mit tiefem Bedauern ist hier anzumerken, daß z. B. die Institution eines Blindenmuseums, also eines Museums für Blinde, nicht lebensfähig scheint.

Soviel über die verschiedenen Typen; und es ist damit wohl mit genügender Deutlichkeit gesagt, daß selbst innerhalb unserer föderalistischen Lebensform Raum für ganz wesentliche, wenn nicht grundlegende Verbesserungen besteht. Aber wenden wir uns anderen Fragen zu.

Sind die Museen für das Publikum im weitesten Sinn oder sind sie für die Förderung der Wissenschaft gedacht? Die Antwort ist auch hier nicht einheitlich, hängt sie doch von den verschiedensten Lebensbedingungen ab, und am bedeutungsamsten ist vielleicht der Fall der Stadt Basel, wo die Museen im allgemeinen

Eigentum der Universität sind, aber dennoch zum größeren Teil den Dienst am großen Publikum als selbstverständliche Aufgabe betrachten. Wie stark innerhalb des gleichen Museumstypus die Unterschiede sein können, zeigen etwa die naturhistorischen Museen in Bern und in Basel, wo im ersten Fall vor allem der Kontakt mit dem Publikum gesucht wird, im zweiten die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben die Vorherrschaft hat, ohne daß doch in beiden Fällen der andere Teil der Aufgabe im geringsten vergessen würde. Hier sei mit Genugtuung darauf hingewiesen, daß auch in unseren kleinen Verhältnissen Museen bestehen, die eigene Forschung im weitesten Rahmen betreiben können, und das Völkerkunde-Museum in Basel ist dafür vielleicht der deutlichste Ausdruck.

Kann es bei dieser Alternative vorkommen, daß für das Publikum der tiefste Sinn des Museums nicht allzuleicht verständlich wird, so gilt das nun noch viel mehr für jene Teile der Museen, die auf keinen Fall einem unvorbereiteten großen Publikum verständlich gemacht werden können, nämlich für die Studiensammlungen. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen, daß ein klares Wissen über die Bedeutung jener Sammlungsteile im Publikum nicht vorhanden ist, und es wird kaum zu viel behauptet sein, wenn wir sagen, daß auch die Museen nicht immer genügend Gewicht auf die Betreuung dieser Studien-Materialien legen, sei dies auch in fast allen Fällen ganz einfach aus einer von ihren Wünschen unabhängigen materiellen Unmöglichkeit. Aber wäre es nicht auch eine Aufgabe der Museen, dafür zu sorgen, daß das Publikum in diesen, nicht immer leicht verständlichen Dingen volle Aufklärung erhalte?

Endlich muß noch eine weitere große Frage genannt werden, nämlich die nach dem richtigen Verhältnis zu den wachsenden Ansprüchen der Museen selbst. Zählt man die Neugründungen und Ausdehnungen der schweizerischen Museen zusammen, so ist die Summe auch dann sehr bedeutend, wenn wir nur die Nachkriegszeit in Betracht ziehen. Es wächst der Anspruch der Museen an das notwendige Personal, und zwar sowohl was den wissenschaftlichen Stab als auch die Verwaltung betrifft. Es wachsen die Ansprüche rein materieller Natur. Die technischen Behelfe, das wissenschaftliche Rüstzeug erfordern ständig wachsende Kredite. Das rapide Ansteigen der Preise im Handel mit Ausstellungsgegenständen, all das hat fast so etwas wie eine „Museumsinflation“ zur Folge gehabt, und wenn man ausrechnet, was den Staat als Eigentümer der Museen jeder Besucher kostet, so sind trotz Anwachsens der Besucherzahlen die Steigerungen dieser Kosten erheblich.

Ist diese Entwicklung noch gesund oder haben wir es mit einer Museums-hypertrophie zu tun? Man könnte versucht sein, die Frage mit Ja zu beantworten, wenn man die Ansprüche der Verwaltung in die vorderste Linie stellt. Es besteht ganz zweifellos die Gefahr, daß die reine Verwaltungsseite mehr und mehr Energien in Anspruch nimmt, ohne daß es überall durchzusetzen gelingt, daß ein Museum als eine Institution eigenen Charakters verwaltungsmäßig anders verstanden sein

sollte, als wenn man versucht, es in ein Model, das für andere Verwaltungsarten ausgedacht wurde, hineinzupassen. Auf die Frage der Museumshypertrophie müssen wir aber im folgenden zurückkommen.

Nach dieser langen Liste von Fragen, die ja augenscheinlich zum Teil Zweifel ausdrücken, ist es nun an der Zeit, auf die positivere Seite einzugehen, nämlich darauf, wie praktisch einleuchtende Lösungen gefunden werden können.

Vor allem scheint es sich aufzudrängen, daß Klarheit in der Leitung zu Klarheit in der Leistung führen muß. Die Wichtigkeit der Person des Museumsleiters wird also nicht übertrieben werden können, und es geziemt sich, darauf im schweizerischen Rahmen einzugehen. Es muß auffallen, daß noch heute in unserem Land Museen von hohem Rang nebenamtlich betreut werden, und zwar teilweise so, daß ein Museumsleiter sich mit mehr als einem Museum abzugeben hat oder daß etwa ein akademischer oder in der Mittelschule tätiger Lehrer nebenbei auch noch die Leitung eines Museums führen muß. Die Fälle sind im einzelnen so gut bekannt, daß wir sie nicht zu nennen brauchen. Aber es leuchtet ein, daß derartige Lösungen höchstens zeitweilig befriedigen können und daß unter allen Umständen bei Museen von wirklicher Bedeutung auf eine vollamtliche Leitung gedrungen werden muß. Das ist nicht nur eine Frage der zur Verfügung stehenden Zeit, sondern es ist vor allem darin begründet, daß heute Museumsarbeit unbedingt Facharbeit ist, die ohne Vorbereitung oder eigentliche Vorbildung nicht sachgemäß geleistet werden kann, möge auch der vorhandene Wille der beste sein. Konservator im Nebenamt ist ein Widerspruch in sich, und wir müssen auf die Betonung und Anerkennung der moralischen Stellung des Museumsleiters dringen, wenn wir klar konzipierte und leistungsfähige Museen wollen. Es darf vielleicht hier von einem Betrachter, der das Ende seiner Tätigkeit nahe herankommen sieht, ganz ohne Bitterkeit einmal ausgesprochen werden, daß der materielle Ertrag einer Museumslaufbahn nicht immer im günstigsten Verhältnis zu der verlangten Beweglichkeit und Produktivität steht. Die Museumskarriere ist heute nicht verlockend. Es sollte dafür gesorgt sein, daß sie nicht von demjenigen als Ausweg gewählt wird, dem auf anderen Wegen der äußere Erfolg versagt blieb.

Die Leitung durch eine klar denkende Persönlichkeit vorausgesetzt, ergeben sich nun einige leicht zu definierende Aufgaben, die von den ähnlichen in anderen Ländern grundsätzlich nicht verschieden sind.

Es ist dafür zu sorgen, daß das Museum zugänglich ist, und hier genügt für unser Land bestimmt der Hinweis, daß wir noch weite Strecken zurückzulegen haben, bis wir — wie meistens etwa in Großbritannien oder in den USA — den unentgeltlichen Zugang als Selbstverständlichkeit betrachten. Nicht ebenso leicht, aber ebenso notwendig ist auch die Öffnung außerhalb der normalen Arbeitszeiten, besonders an den Abenden.

Gehen wir davon aus, daß es mit verschwindend wenigen Ausnahmen die vornehmste Aufgabe unserer Museen sein soll, dem Publikum soviel als möglich zu geben, so wird dann die Frage der Darbietung der Museumssammlungen die nächst wichtige sein. Wir haben in den letzten Jahren besser und besser verstanden und es in vielen Fällen, wie ja auch im Fall des heute gefeierten Genfer Museums, erreicht, daß die Darbietung von Grund auf erneuert werden muß und daß helle, wenig verstellte, in jedem Saal mit neuen Überraschungen aufwartende Schau- stellung der Sammlungen anziehend wirkt. Wir haben verstanden, daß das Museums- gut auf die sorgfältigste Weise ausgewählt und so disponiert werden muß, daß es mit einem Minimum an Erklärung verständlich wird und daß aber auch die Erklärung in Schrift und Ton ein Anliegen von größter Bedeutung ist.

Eine nächste Forderung ist daran, immer besser durchzudringen: der Besucher- dienst. Ein großes Museum wird in allernächster Zukunft ohne einen eigentlichen Stab für diese Arbeit nicht mehr auskommen können, und es kann als ein Glück betrachtet werden, daß auf vielen anderen Lebensgebieten die Notwendigkeit der „public relations“ sich durchgesetzt hat. Die sinnvolle Verbindung mit dem zu erklärenden Gut läßt sich durch Führungen, Vorträge usw. immer besser errei- chen, aber der Besucherdienst wird weitergehen und Beziehungen schaffen, die bisher überhaupt nicht bestanden haben. Im Aufbau der Beziehungen zwischen Schule und Museum stehen wir hinter dem Ausland mit wenigen Ausnahmen weit zurück. Es ist sicher Aufgabe der Museen, die Schule davon zu überzeugen, daß sie mit den Mitteln der Museumssammlungen einen Grad von Anschaulichkeit erreichen kann, den kein anderes Lehr- und Hilfsmittel zu ersetzen vermag. Aber Schule und Museum sprechen heute fast überall noch verschiedene Sprachen, und es muß gelingen, zu einer engen Zusammenarbeit zu kommen.

Endlich wird der Besucherdienst neue Kreise werben müssen, Milieux, die sich bis jetzt mit der Existenz der Museen kaum abgegeben haben und die heute durch die Vermittlung der modernen Kommunikationsmittel, wie Radio, Television, in einer Weise erreicht werden können, die früher nicht zur Verfügung stand.

Wenn hier unmittelbar auch der direkte Kontakt mit der Presse selbstverständ- lich genannt werden muß, so erhebt sich sofort die Frage, ob der Besucherdienst sich auf eine eigentliche Propaganda ausdehnen soll. Darüber können die ver- schiedensten Auffassungen vorgebracht werden, aber es dürfte eine Einigung auf die Formel möglich sein, daß nicht eine lärmende, sondern eine organische Propa- ganda anzustreben ist, die dazu dient, den Wert einer längst vorhandenen Sache in immer weitere Kreise zu tragen. Es ist kein Zweifel, daß sich die Museums- kampagne der Unesco im Jahre 1956 unbestrittenerweise als der größte Erfolg dieser so oft kritisierten Institution erwiesen hat, und selbst in unserem Land hat die Museumskampagne im Herbst des genannten Jahres Erfolge verzeichnen können, die wir bis jetzt nicht kannten.

In ähnlichem Geiste könnten wir vermutlich mit größtem Gewinn eine weitere Aufgabe lösen, die der Gegenwart viel zu schaffen gibt, nämlich die Veranstaltung von Ausstellungen. Daß in der Nachkriegszeit eine eigentliche Überentwicklung der Ausstellungen, ja eine Jagd nach zügigen Ausstellungen eingesetzt hat und daß sie dem Museumsgut die größten Gefahren und Schäden brachte, darüber werden unter den Kennern heute keine Meinungsdivergenzen bestehen. Wo ist die vernünftige Mitte? Wir denken sie uns da, wo die Ausstellung, die ein Museum veranstaltet, einen eigenen, mit dem betreffenden Museum eng verbundenen Charakter trägt und wo sie nicht in erster Linie mit der Absicht des Propagandaerfolges aufgezo-gen worden ist.

Schwieriger noch und in seinen Konsequenzen fast unabsehbar ist das Kapitel der Konservierung. Man sprach früher von „Restauration“ und verstand darunter, um es in dürrn Worten auszudrücken, die Herrichtung eines Gegenstandes mit dem Ziel, daß er anziehender und „museumswürdiger“ werden sollte. Es darf ganz ruhig als ein Verschulden der Museen und verwandter Institutionen bezeichnet werden, wenn heute für das große Publikum der Unterschied zwischen „Restauration“ und „Renovation“ überhaupt nicht mehr besteht und daß man bis in populäre Zeitschriften die Sache der Herrichtung und Verschönerung in besten Treuen vertritt.

Unsere Museen müssen aber die Hauptträger des Bewußtseins bilden, daß ihnen eine ungeheure Verantwortlichkeit aufgebürdet ist. Der Begriff selbst der „Restauration“ sollte rasch und endgültig durch den vielleicht klareren Begriff der „Konservierung“ ersetzt werden. Das, was heute noch erhalten ist, so zu zeigen, ohne Verschönerung und ohne Zufügung, wie es nun eben einmal ist, darin liegt das Ziel, oder anders ausgedrückt, wir müssen versuchen, den natürlichen Prozeß der Selbstauflösung jedes Menschenwerks und jedes Naturprodukts da aufzuhalten, wo seine Erhaltung im Interesse der musealen Zwecke wünschbar ist. Wir wissen heute, daß dies nur mit den Mitteln der Naturwissenschaften und ihren ständig verfeinerten Erkenntnismethoden möglich ist. Wir wissen auch, daß die Untersuchung mit diesen Methoden uns auf dem Gebiet der Echtheitsfragen Aufschlüsse geben kann, die wir bis vor kurzem für unerreichbar hielten. Ist dies aber erkannt, so müssen wir die Konsequenzen ziehen. Es darf nicht mehr vorkommen, daß die Kleinheit oder finanzielle Schwäche eines Museums als Entschuldigung dafür dient, daß eine Konservierung mit unzureichenden Mitteln versucht wurde. Es darf nicht vorkommen, daß Erfolge auf dem Gebiet der Konservierung als Prestige-Angelegenheit und als ausschließliche Sache eines bestimmten Museums behandelt werden, sondern nur die größte Offenheit und nur die freie Aussprache über das wissenschaftlich richtige Vorgehen können zum Ziel führen. Hier ist unsere föderalistische Struktur, die die Schaffung eines nationalen Laboratoriums, wie es z. B. in vortrefflichster Form in Belgien vorhanden ist, für heute unmöglich macht, ganz sicherlich von Nachteil.

Die obige Aufzählung mag anspruchsvoll erscheinen, und es ist hohe Zeit, nun noch weitere Wege nachzuweisen, die in unseren Verhältnissen zu einem einwandfreien Gelingen führen. Es ist im Grunde genommen sehr einfach. Wenn man für einmal rein organisatorisch das Fehlen einer zentralisierten Museumshierarchie als einen Nachteil betrachten will, so muß für unser Land ganz einfach die Arbeitsform genannt werden, die das Gegengewicht schafft, nämlich die freie Zusammenarbeit. Wir sind noch viel mehr als andere Länder darauf angewiesen, den Kontakt immer wieder zu suchen und auszubauen, und zwar einen Kontakt der persönlichsten Art, also nicht zwischen Verwaltungen, sondern zwischen Fachleuten. Wir haben es in den letzten Jahren glücklicherweise erfahren, daß jeder Schritt auf diesem Gebiet zu den schönsten Ergebnissen führt. Das Wachsen des Vertrauens in die eigene Leistungsfähigkeit durch Fühlungnahme mit Gleichgesinnten ist eine unvergleichliche Förderung unserer Arbeit. Wo aber finden wir diese fruchtbare Verbindung? Sie ist in der Vergangenheit auf dem Boden der Museumsverbände gesucht worden und hat sicherlich sehr gute Früchte getragen. Nicht alle Verbände aber sind erfolgreich gewesen, und auf manchen Museumsgebieten erwies sich die Bildung eines Verbandes überhaupt als undurchführbar. Zudem war zu wünschen, daß sich die Fachleute nicht nur im engsten Kreis ihres eigenen Spezialgebietes treffen, sondern daß Museumsleute der verschiedensten Richtungen sich über die ihnen allen gemeinsamen Probleme besprechen. Die Schweiz hat den größten Vorteil daraus gezogen, daß nach dem letzten Weltkrieg eine Gruppierung der Museen und der Museumsfachleute der ganzen Welt geschaffen wurde: der Internationale Museumsrat (ICOM). Die Möglichkeit, daß sich die schweizerischen Mitglieder dieses Rates nun auch im eigenen Land regelmäßiger treffen, ist benützt worden und hat zu Kontakten und zum Aufbau von Vertrauensbeziehungen geführt, die wir bisher nicht kannten. Es soll versucht werden, die sachlichen Auswirkungen einer Zusammenarbeit auf diesem Wege nun noch mit einigen Worten zu charakterisieren.

Der Grundsatz, daß zwischen Museen des gleichen Landes keine Konkurrenz herrschen sollte, war schon früher, bei der Gründung des Schweizerischen Landesmuseums, ausgesprochen worden, aber in der Folge war seine Anwendung nicht immer leicht, weil die Bestrebungen anderer Museen nicht allen Fachgenossen genügend bekannt waren. Die Ausschaltung der Konkurrenz ist aber im Einzelfall nicht immer eine leichte Sache, und es gibt wohl keinen anderen Weg als den des kollegialen Vertrauens, um in jedem Fall die organisch richtige Lösung zu finden. Es handelt sich dabei um Entscheidungen, die die Sammlungsziele der einzelnen Museen genügend berücksichtigen, und es ist nicht immer unbedingt das richtige, wenn ein schwächeres Museum auf Erwerbungen verzichtet, die eigentlich in sein engstes Sammlungsgebiet gehören, nur weil sie ihm materiell schwerer fallen als einem anderen, großen Museum.

Auf dem Weg der direkten Verständigung wird sich in Zukunft ein Problem lösen lassen, an das man bis jetzt nur mit rein empirischen Versuchen herangetreten ist, nämlich das der Nachwuchsbildung. Wir postulierten Konservatoren, die für das Museumsgebiet eigens ausgebildet sind, und müssen nun gestehen, daß für die Fragen, wo im eigenen Land eine derartige Ausbildung zu finden sei und wie sie dann aufgebaut und gegliedert werden müsse, kaum eine Antwort zu finden ist. Gewiß, es haben einige Museen ihre Erfahrung demjenigen zur Verfügung gestellt, der auf dem Weg des Volontariats aus eigenem Antrieb sich eine Spezialausbildung erwerben will. Aber von der Möglichkeit wird schon deshalb nur sehr beschränkt Gebrauch gemacht, weil heute ein Volontariat im eigentlichen Sinn nur ganz wenigen jüngeren Wissenschaftlern materiell zugänglich ist. Eine Gelegenheit zur praktischen Ausbildung mit minimaler Honorierung und sachlich unter der Aegide etwa des Museumsrates wäre für unser Land nicht undenkbar, bleibt aber vorläufig ein unerfüllter Wunsch. Zudem sollte unbedingt auch dafür gesorgt werden, daß ein zukünftiger Museumsanwärter einige Zeit in einem Museum des Auslandes arbeiten kann. Der Internationale Museumsrat eröffnet dafür alle Möglichkeiten.

Auf einem anderen Gebiet von höchster Wichtigkeit kann nur ein gemeinsames Eintreten der Museen zu Erfolg führen, nämlich auf dem Feld des Kunstschutzes. Hier ist nicht in erster Linie daran gedacht, daß die Museen den Schutz gegen Kriegsgefahr von sich aus organisieren sollen, denn die Bestrebungen zur Verwirklichung dieses hochwichtigen Postulats nehmen nun auch in unserem Land greifbarere Formen an, und es ist in einem nächsten Stadium an das Verständnis aller Museen zu appellieren; aber der Schutz gegen Abwanderung unseres Kunst- und Kulturbesitzes über die Grenzen des Landes hinaus besteht bei uns nur als Wunschtraum und kann nicht durchgesetzt werden, wenn nicht die Museen unter sich vollkommen einig sind.

Einigkeit in den Zielen und verständnisvolle Arbeit Hand in Hand wäre sodann eine Gewähr dafür, daß eines Tages unsere Museen dem Handel gegenüber überall und ohne Ausnahme das gleiche Ansehen erreichen könnten, das sie in vielen befreundeten Ländern genießen, wo der Wunsch eines Museums nach einer berechtigten Erwerbung von allen respektiert wird, die damit in Berührung kommen.

Am Ausgang dieser summarischen Überlegungen muß eine Frage der Selbstbesinnung stehen: Ist angesichts der zweifellos da und dort vorhandenen Mängel und noch zu lösenden Aufgaben das Museumswesen der Schweiz als geringer oder als zweitrangig zu betrachten, wenn wir an andere Länder denken? Hier neigen wir eher zur Unterschätzung als zum Gegenteil. Die maßgebenden Museumskreise aller Länder haben der Schweiz die Ehre erwiesen, sie zum Tagungsort für den Museumskongreß des Jahres 1956 zu wählen, und haben damit ein Interesse ausgedrückt und uns auch eine Förderung zugute kommen lassen, die nicht vergessen

werden dürfen. Es ist an uns, mit Klarheit zu erkennen, daß wir in einer Epoche arbeiten, die den Museen eine Bedeutung zuerkannt hat wie nie zuvor, in einer Epoche, in der der an sich rein europäische Gedanke des Museums in alle Kontinente hinausgetragen worden ist. In dieser Zeit müssen wir so klar wie unsere Nachbarn erkennen, daß uns Erfüllungsmöglichkeiten gegeben sind, die uns über jede Gefahr angeblicher Hypertrophie hinaustragen sollen zur Gewißheit, daß wir berufen sind, unserem Volk und jedem Besucher einen Eindruck unserer Eigenart zu geben, wie keine andere Institution sie bieten kann. Daß solche Erkenntnisse und solche Verwirklichungen auch in Zukunft, wie bisher, vom Genfer Musée d'art et d'histoire ausgehen mögen, das ist heute unser aufrichtigster Glückwunsch.